Zur Erheiterung

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **17 (1961)**

Heft 2

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

plifizierende „was" ist sehr echt.") — Der Stilwörter-Duden geht mit *was* nicht so streng ins Gericht wie das Deutsche Wörterbuch. Er nennt es nicht nachlässig, sondern umgangssprachlich, und führt eine Reihe von Redewendungen sowie das Schillerzitat auf: „Tröstet ihr mein Weib, wenn mir was Menschliches begegnet." — So gelangt man also zum Schluß: *Was* (statt *etwas*) ist vorwiegend umgangssprachlich, wird aber auch immer wieder in der Dichtung verwendet und scheint allmählich in der Schriftsprache festen Fuß zu fassen. In gepflegtem Stil gilt es vorderhand meist als störend. *am*

„Der Patriarch von Effingen"

Frage: In vielen Zeitungen pflegt man in letzter Zeit einen alten Mann als Patriarchen zu bezeichnen. So bringt zum Beispiel eine bernische Zeitung zum 90 Geburtstag von Prof. Laur einen Bericht mit der Überschrift: „Der Patriarch von Effingen". Aber nach meiner Ansicht berechtigt der Bart noch lange nicht zur Führung des Prädikats „Patriarch". Ich lasse gelten: „patriarchalisches Alter, Patriarchenbart"; aber wenn in Steffisburg ein 90jähriger Spenglermeister stirbt, so ist gewiß kein Patriarch gestorben. Oder bin ich da zu kleinlich?

Antwort. Die Wörterbücher geben einem scheinbar erschöpfende Auskunft über die Bedeutung des Wortes *Patriarch.* Sie übersetzen: „Patriarch = Erzvater". Aber wer ist schon einem Erzvater begegnet? Wer kann sich darunter etwas vorstellen? Etwas weiter hilft die wörtliche Übersetzung aus dem Griechischen: patria = Stamm; arche = Anfang. Patriarch ist also der Begründer eines Geschlechtes. Aber bei uns war es nie üblich, einen Stamm- oder Erzvater zu feiern. Der Begriff ist vielmehr aus der Bibel zu uns gekommen. Dort bezeichnet er zunächst die Stammväter des Menschengeschlechts, wie sie in der Geschlechtsreihe vor der Sintflut aufgeführt werden (Moses 1, 5), und sodann besondere Stammväter der Israeliten (Abraham, Jakob usw.) und die 12 Söhne Jakobs als Stammväter der 12 Stämme Israels. Seit dem 5. Jh. wird *Patriarch* Titel eines Bischofs, später in der römischen Kirche Titel der Bischöfe von Alexandria, Antiochia, Jerusalem und Konstantinopel. (Weder der Patriarch von Effingen noch jener von Steffisburg ist in der Literatur bekannt.) Im vergangenen Jahrhundert ist das Wort auch übertragen für einen ehrwürdigen Greis gebraucht worden, wie Heyses Fremdwörterbuch beweist. (Das Grimmsche Wörterbuch erwähnt diesen Gebrauch nicht.) Heute ist diese übertragene Verwendung wieder (beinahe!) verschwunden, so daß die verschiedenen „Patriarchen" aus dem Kanton Bern auf jeden Unvorbereiteten belustigend wirken. Der Fremdwörter-Duden weiß auf alle Fälle nichts von einer übertragenen Bedeutung, sondern erwähnt nur: [1]) bibl. Erzvater. [2]) Amts- oder Ehrentitel einiger röm.-kath. Erzbischöfe. [3]) Titel der obersten Geistlichen in Moskau, Konstantinopel und den autokephalen Ostkirchen." *am*

Zur Erheiterung

Wippchen

Julius Stettenheim (1831—1916) gehört zu jenen Berliner Humoristen der Zeit vor 1914, die heute so gut wie vergessen sind. Sein Witz ist besonderer Art: Er ist der Meister der falsch angewandten und bunt durcheinandergewürfelten Zitate und Redensarten. Stettenheim hat den Kriegsberichterstatter Wippchen geschaffen, der, fern vom Schuß, Schlachten ersinnt und sie seiner Redaktion einschickt, vorgebend, er lebe „mitten im zerschnittenen Tischtuch". Seine Be-

richte über Friedensverhandlungen beschließt er etwa so: „Frankreich fordert achtzig Millionen. Um Ihnen ein Bild von der Größe dieser Summe zu geben, bitte ich um einen Vorschuß von achtzig Francs.“ Im übrigen ist er der Ansicht: „Man weiß nur zu gut, daß, zumal im Orient, mit jedem schwarzen Punkt am Horizont eine Lawine aus dem Boden aufsteigen kann, welche dann ganz Europa in Flammen setzt.“ Aber: „Seit Würfel fallen und zum Schwert gegriffen wird, hat es noch nie keinen Krieg gegeben, der wußte, wer ihn angefangen hat. Immer waren beide von Friedensliebe beseelt, und der andere hatte die Schuhe an, in welche der Krieg geschoben wurde.“
Seinen eigentlichen Krieg aber führt Wippchen mit seiner Redaktion, die mit den von ihm entbrannten Schlachten selten einig geht. Da muß er denn dem hartherzigen Redaktor gegenüber klagen: „Wie die Waage der Gerechtigkeit sind Sie blind für meine Seufzer. Es war Essig, worin ich mich gewiegt, und meine schönsten Seifenblasen sind geknickt, bevor der Sturm sie entblättert.“ Doch ist er auch wieder bereit, sich „den gespannten Fuß aus dem Kopf zu schlagen“. In stolzer Bescheidenheit beruft sich Wippchen auf seine poetische Freiheit: „Ich bin, verzeihen Sie das harte Wort, ein Dichter.“
Den Wippchen hat nun in einer von Siegfried Lenz und Egon Schramm betreuten Auswahl der Hoffmann- und Campe-Verlag, Hamburg, wieder aufleben lassen. Wir entnehmen dem Band „Wippchens charmante Scharmützel“ die folgenden beiden Stücke:

An die Redaktion

Ich rede mir wahrscheinlich ein, daß meine Wiege wie die Homers in sieben Städten gestanden hat, das will sagen, daß ich nicht glaube, mit jedem Bericht einen unsterblichen Gesang zu dichten, aber ich weiß, daß meine Berichte weder so Lari, noch so Fari sind, daß Sie mir deshalb die Leviten zu schreiben brauchen. Man soll nicht unverdient herauf-, aber auch nicht mutwillig herunterreißen. Ich bitte Sie daher vor allem, nicht zu glauben, daß ich Sie oder Ihre werten Leser hinters Licht foppen wollte, als ich den Krieg zwischen den Westmächten und Ägypten entbrannte. Das Schwert hängt doch nur an einem Damokleshaar. Die Westmächte können es nicht ruhig mit ansehen, daß der Khedive sein ihnen gegebenes Wort vom Zaun gebrochen hat. Sie haben ihn auf frischem Flagranti ertappt und werden ihm wohl jetzt höchstens zwei Schritte vom Leibe bleiben. Dazu kommt, daß der Khedive, bei seinem Volk unbeliebt, nicht wie Graf Eberhard sein Haupt jedem Untertan an den Rockschoß hängen kann. Anstatt den Schweiß des Bürgers mehrmals in der Hand umzudrehen, bevor er ihn ausgibt, verschwendet er, ohne Respice zu bedenken, Hunderttausende für Frauen- und Mädchenzimmer und umgibt sich mit Schmeichelleckern und andern Tage- und Nachtdieben, welche ihm wie einer Zitrone das Fell über die Ohren ziehen. Können die Westmächte das ruhig mit ansehen? Diese Frage muß ich beneinen. Und so beeile ich mich denn, meinen Kollegen zuvorzukommen und Ihnen die erste Schlacht zu liefern.
Was also ist mein Verbrechen? Nichts als Gewissenhaftigkeit.
Ich sende Ihnen nach Wunsch einen Bericht vom Kap. Da nichts passiert, so sog ich mir etwas aus der Phantasie. Sie kennen ja das Sprichwort: Wenn die Not am Höchsten, frißt der Teufel Fliegen am Nächsten. — Um den Brief nicht noch einmal wieder öffnen zu müssen, bitte ich Sie, bevor ich ihn zulecke, um einen Vorschuß von 30, schreibe sechzig Mark. Der Kurs ist leider 20,43.

Bericht aus dem russischen Krieg

Die Hoffnung, daß Russen nach der Völkerschlacht bei Plevna einen Modus effendi finden würden, um einen Frieden mit den Türken zu schließen, hat

sich gestern nachmittag gegen vier Uhr nicht verwirklicht. Es war acht Stunden vor Mitternacht. Der Kaiser Alexander hatte sein Hauptquartier verlegt und konnte es nicht wiederfinden. Endlich traf er hier ein. Ich war gerade auf der Straße, als der Kaiser unter meinem Fenster vorüberzog. Er brütete auf seinem prächtigen Pferd, achtete nicht auf meinen gezogenen Hut und dachte über den jähen Wechsel der Fortuna nach, deren Füllhorn sich noch vor wenigen Wochen in seine Fußstapfen ausgeschüttet hatte. Welch ein Bild! Der mächtige Zar, in dessen Reich weder Sonne noch Mond unterging, plötzlich auf der Flucht vor der hart auf seinen Hacken wehenden Fahne des grünen Propheten! Er, der gestern noch glaubte, seine Rosse im Halbmond tränken zu können, heute sah er sich umsonst nach einem Abraham um, in dessen Schoß er sein gerunzeltes Haupt legen könne! Wem fiel bei diesem Anblick nicht das Miserere! Miserere! aus dem „Troubadour" ein? Mir wahrlich nicht. So ging es fort. Das Hauptquartier wurde fortwährend weiter verlegt. Übermorgen wird es vielleicht in Frateschti sein. Wo morgen? Sechs Stunden später zogen die siegestrunkenen Türken mit fliegenden Fahnen ein und wieder aus, den Russen nach, unterwegs alles niedermachend, was nicht niet- und nagelfest war. Ich entging dem Gemetzel mit knappem blauem Auge. Überall, wo die Türken passierten, bezeichneten abgeschnittene und zweifellos feindliche Köpfe, welche ihnen in die Hände gefallen waren, den furchtbaren Siegeszug. Direkt in das Herz Rußlands hinein!
Meinen nächsten Brief empfangen Sie mit russischer Freimarke. Wir stehen entschieden vor der Kehrseite der Medaille.

für alle Für- und Vorsorge-Probleme